Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: [14]

Artikel: Zu Goethes hundertfünfzigstem Geburtstage
Autor: Widmann, J.V.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573836

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

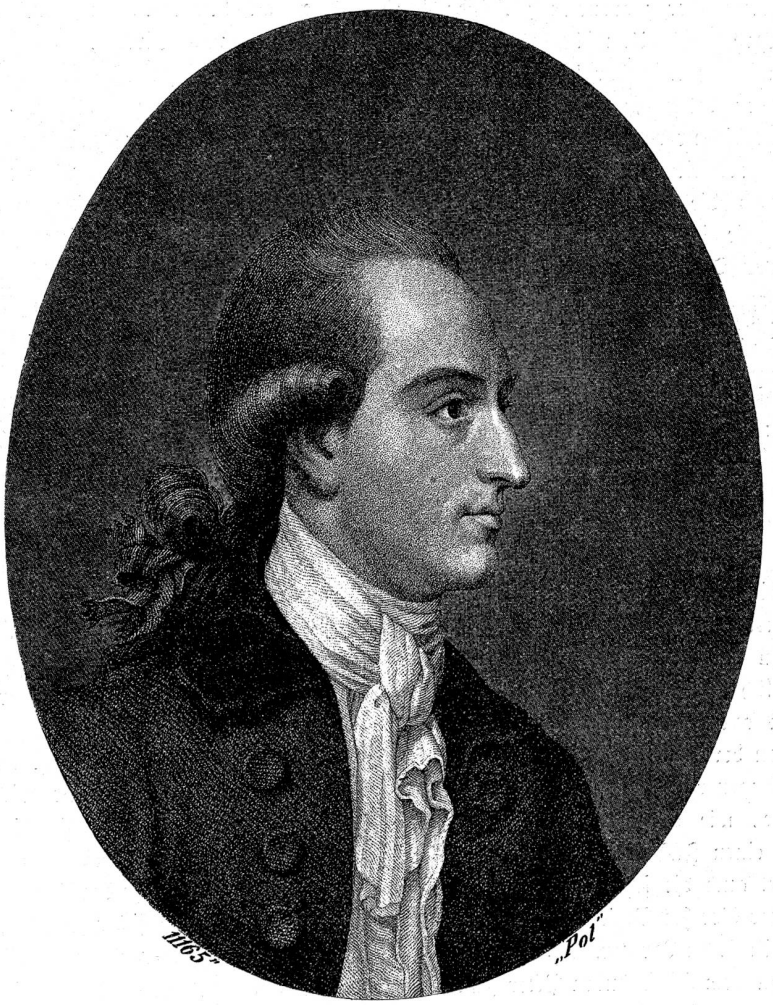
Zu Goethes hundertfünfzigstem Geburtstage.

Von **J. V. Widmann**, Bern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit zwei Illustrationen.

Auch in der Schweiz gibt es aus jeder Jahresgeneration wohl ein halbes, vielleicht ein ganzes Dutzend Menschen, die das Dogma vom großen Goethe, der eine Centralsonne im Reiche der Geister sei, nicht bloß als angelernte Bildungsformel nachbeten, sondern zu Goethe in einem persönlichen, durch die Art der dabei vorherrschenden Gefühle und Gedanken wahrhaft weihevollen Verhältnisse stehen. Den Lärm einer hundertsten oder hundertfünfzigsten Geburtstagsfeier brauchen solche nicht abzuwarten; auch in der gewöhnlichen Jahreswiederkehr ist ihnen der 28. August ein lieber Tag, dessen Abend sie mit einem gleichgesinnten Freunde im stillen Garten bei leisem Becherklang freudig und ohne viele Worte begehen. So hat es z. B. der vor einem Jahre in Bern verstorbene Philosophieprofessor Hebler gehalten, und gewiß finden ähnliche Goethesymposien unter poesiefreundlichen und gebildeten Männern, z. B. unter ernstgesinnten Gymnasiallehrern Basels, Zürichs und anderer Schweizerstädte öfter statt, als man denkt. Daß auch die französische Schweiz nicht ganz zurückbleibt, dafür zeugen unter anderem die Vorträge, welche Edouard Rod seinerzeit in Genf über Goethe gehalten hat, Essays, die ein ganzes Buch bilden, allerdings ein Buch, das an Goethes Lebenswerk teilweise herbe und nicht durchweg gerechte Kritik übt, unter allen Umständen aber beweist, wie energisch auch der welsche Geist sich bemüht, Goethe sich zurechtzulegen und ihn zu deuten.



Goethe.
Nach May's Oelgemälde 1779. (Gestochen von Karl Mayer, Nürnberg).

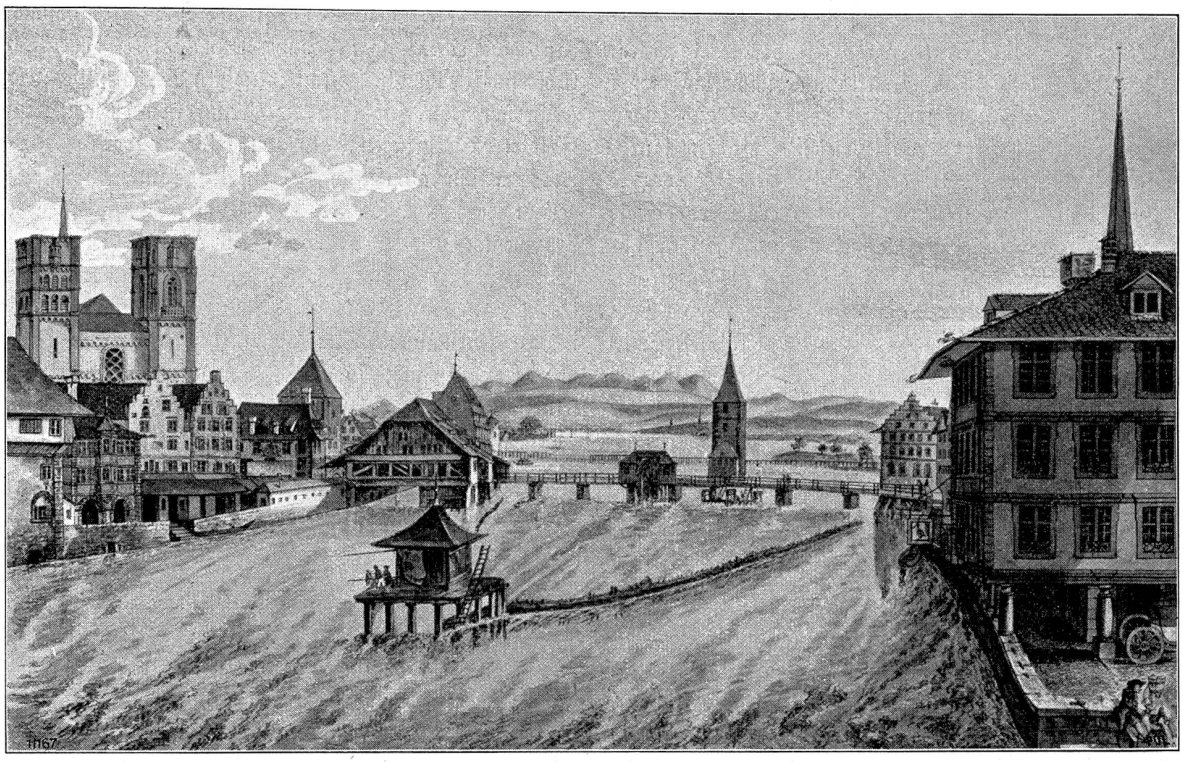
Dagegen wäre es ein großer Irrtum, zwischen Goethe und dem schweizerischen Volke ein auch nur annähernd so tiefgehendes Verhältnis vorauszusetzen, wie es zwischen Schiller und unserem Volke besteht. Eine der schweizerischen Schillerfeier von 1859 analoge Goethefeier wäre undenkbar. Und dies nicht allein deshalb, weil Goethes ‚Tell' ungeschrieben blieb und Schiller diesen zuerst von seinem großen Freunde für eine epische Dichtung ins Auge gefaßten Stoff zu dem unvergänglichen nationalschweizerischen Schauspiele gestaltete, das gerade auch in diesem Sommer wieder von mehreren großen Volksbühnen herab an allen Herzen seinen Zauber bewährt. Nein! auch abgesehen von diesem allerdings wichtigen Vorsprung der Schillerschen Muse, besteht zwischen dem Wesen Goethes und dem schweizerischen Volksgeiste eine tiefgehende Gegensätzlichkeit, die vielleicht nicht jedermann bewußt ist, die jedoch schwerlich kann weggeleugnet werden und, meines Erachtens, nie ganz verschwinden wird. Denn sie beruht auf dem Widerspiel einer übergroßen, nur in sich selbst wurzelnden, einsamen Persönlichkeit zum demokratischen Geiste, der im Mehrheitsbewußtsein der Masse wurzelt und die

Wohlfahrt der Vielen für wichtiger hält als das Vollglück einer zu höchster Entfaltung gelangten Elitenatur. Es kommt noch hinzu, daß die äußere Lebensstellung Goethes die eines hervorragenden Höflings war; hiedurch wird auch einem weniger tief dringenden Publikum jene latente, von ihm mehr nur instinktiv geahnte Gegensätzlichkeit zu leichterem Verständnis, ja zu voller Evidenz gebracht. Es sieht im ‚Fürstendiener', im Minister Goethe den Aristokraten, den Mann der Stabilität, den Gegner jeglicher Störung der geordneten Zustände, der aus der Masse hervorgehenden Umwälzungen. Und wer Goethes Schriften wirklich liest, der kann diese Ansicht mit reichlichen Citaten belegen, aus denen ein nicht kleines Maß von Menschenverachtung, von leidenschaftlicher Lobpreisung autoritativer Macht, die ihr Recht in sich selbst trägt, und die Aufstellung einer höheren Moral, die das Genie für sich in Anspruch nehmen dürfe, — also lauter Thesen, die dem demokratischen Gedanken direkt entgegengesetzt sind, deutlich hervorgehen. (In einer kürzlich bei J. Huber in Frauenfeld erschienenen feinen Schrift: ‚Goethe und Napoleon', von Andreas Fischer, findet man solche Belegstellen in Menge, unter anderm die Worte: „Die ganze Geschichte mit dem Genie ist, daß die Menschen einmal Einem gestatten, was sie sich unter einander nicht gestatten, nämlich: daß einmal Einer ganz sein darf, was er will und Lust hat.")

So ergibt sich die seltsame Thatsache, daß Deutschlands größter Dichter, dessen persönliche Beziehungen zur Schweiz und zu einzelnen Schweizern bei seinen Lebzeiten ungewöhnlich reiche, freundliche und schöne waren, und der dies auch in seinen Werken und Briefen vielfach bekundet, von der schweizerischen Volksseele doch nicht als ein ihr homogener Geist jemals ganz rückhaltslos absorbiert wurde, wie dies mit Schiller der Fall war, der niemals einen Fuß in die Schweiz gesetzt hatte. Hieran ändert auch die sehr beträchtliche Litteratur nichts, die es über Goethes Beziehungen zur Schweiz gibt, über sein Verhältnis zu Lavater, Bodmer, Heinrich Meyer von Stäfa, zu dem Hirtenbuben Peter Imbaumgarten aus Meiringen, dessen Vormund Goethe infolge besonderer Zufälle wurde u. s. w. Vortreffliche Forscher haben über Goethes Schweizerreisen geschrieben, über seinen persönlichen Umgang mit Schweizern. Bächtold, Hirzel, F. Vetter und noch andere schweizerische Litterarhistoriker wären da zu nennen. Von deutschen Büchern möchte ich J. Herzfelders ‚Goethe in der Schweiz' (Leipzig, S. Hirzel 1891) denjenigen Lesern empfehlen, welche sich über dieses Thema auf bequeme und übersichtliche Weise orientieren wollen. Auch die soeben erschienenen ‚Kleinen Schriften von Jakob Bächtold', (herausgegeben von Theodor Vetter, Verlag J. Huber, Frauenfeld, 1899) enthalten in den Abschnitten: ‚Litterarische Bilder aus Zürichs Vergangenheit' und ‚Toast an der Goethefeier in Stäfa' wichtige Beiträge zur Erörterung der Beziehungen Goethes zur Schweiz. Aus dem Toast erfahren wir unter anderm, daß Goethe in einem Abschnitte der ‚Wanderjahre' die Baumwollenindustrie vom Züricher See geschildert hat, eine Entdeckung, die man Ferd. Bertheau verdankt, der sie in einer in Wetzikon (1888) erschienenen kleinen Schrift niedergelegt hat. „Ja, als „ob es an den alten Geliebten Goethes nicht genug „wäre, hat uns Direktor Wegmann gar den Namen „einer Stäfener Müllerstochter genannt, die der Dichter „damals in sein Herz schloß, und von der er damals „in dem Lied vom Junggesellen und Mühlbach sang: „— ‚Sie öffnet früh beim Morgenlicht den Laden und „‚kommt, ihr liebes Angesicht zu baden.'" (Bächtold).

Wenn nun, trotz so vielen fleißigen und schönen Studien, die es über Goethes Beziehungen zur Schweiz gibt, jener fundamentale Gegensatz zwischen Goethes Wesenheit und dem schweizerischen politischen Lebensprinzip nicht kann übersehen oder gering angeschlagen werden, — wobei übrigens hervorgehoben werden muß, daß Goethe auch in Deutschland zur großen Mehrheit der Nation kein lebendiges Verhältnis gewonnen hat, nie eigentlich populär geworden ist,*) — so muß nun anderseits auch des einen starken Elementes gedacht werden, das zwischen dem großen deutschen Dichter eine Verwandtschaft begründet, die wohl dazu führen kann, jene Gegensätzlichkeit zwar nicht völlig zu überwinden, doch aber zurücktreten zu lassen. Ich meine den Wirklichkeitssinn Goethes, jenes enorm realistische Vermögen, das ihn die Dinge immer so sehen ließ, wie sie thatsächlich beschaffen waren. Es ist wohl nicht notwendig, in einem schweizerischen Blatte erst auseinanderzusetzen, wie sehr solcher Wirklichkeitssinn in unserm Volke steckt, das daher von jeher als ein so eminent praktisches beurteilt wurde, daß man darüber oft seine andern Eigenschaften übersah und sich wunderte, es auch in Poesie und Künsten so gut vertreten zu finden. Nur mag hier eingeschaltet werden, daß auch seine hervorragendsten Dichter und Künstler bei aller Bethätigung reicher Phantasie immer ein hohes Maß realistischen Sinnes bewährten. Und so ergibt sich wenigstens in diesem einen Punkte ein Vorsprung Goethes vor Schiller bei seinem Verhältnisse zum schweizerischen Naturell. Trotz aller Liebe zum Dichter des ‚Tell' kommen wir doch über manche Ueberschwänglichkeiten der Schillerschen Diktion nicht immer leicht hinweg, während Goethes realistische Sprache, die den festen Boden nie ganz zu

*) Dies wurde in der Berliner Wochenschrift: ‚Die Nation' (Nummer vom 27. Juli 1899) bei Erwähnung einer neuen billigen Goetheausgabe von einem A. B. zeichnenden Litterarhistoriker ausgesprochen.



Ansicht von Zürich, vom Gasthof zum Schwert aus, wo Goethe bei seinen Reisen abzusteigen pflegte.
NB. Die Türme des Großmünsters befanden sich nur von 1770—1779 in obigem Zustande.

verlieren scheint, von uns als etwas Verwandtes empfunden wird. Im Anfang freilich, als der junge Goethe, der Dichter des ‚Werther‘, zum erstenmal in die Schweiz kam, wurde er vom greisen J. J. Bodmer in Zürich zu den phantastischen Schwärmern gerechnet und in seinem realistischen Wesen keineswegs begriffen. Als Bodmer hörte, Goethe wolle einen ‚Faust‘ schreiben, äußerte er in einem Briefe an Schinz (1775) über diesen Gegenstand: „Eine Farce läßt sich von einem Schwindelkopfe leicht daraus machen.“ Der Stil im ‚Werther‘ kam ihm „geistreich stutzerhaft“ und das ganze Werk als „der Anfang der schlimmsten (litterarischen) Ketzerei“ vor. Und doch bewies Goethe schon in den ‚Briefen aus der Schweiz‘, die den Anfang zum ‚Werther‘ bilden und demgemäß auch den Ton der ‚Leiden des jungen Werther‘ fortsetzen, das Vermögen scharfer und durchaus selbständiger Beobachtung. Als Beleg hiefür sei hier aus diesen Briefen die berühmte Stelle angeführt, die schon manchmal den Unwillen schweizerischer Leser erregte, welche zu wenig bedachten, daß Goethe nicht die Schweiz des 19., sondern die des 18. Jahrhunderts betrat, die Schweiz der aristokratischen Städteregierungen mit den Blutgerüsten für Henzi und strengen Strafen selbst für harmlose Neuerer, die um zwanzig oder dreißig Jahre zu früh gekommen waren. Die Stelle lautet:

„Frei wären die Schweizer? frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht alles weiß machen kann, besonders, wenn man so ein altes Märchen in Spiritus aufbewahrt. Sie machten sich einmal von einem Tyrannen frei und konnten sich in einem Augenblicke frei denken: nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt; sie aber erzählen das alte Märchen immerfort: sie hätten sich frei gemacht und wären frei geblieben. Und nun sitzen sie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Fraubasereien und Philistereien. Und da draußen auf den Felsen ist's wohl auch der Mühe wert, von Freiheit zu reden, wo man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmeltier gefangen ist.“

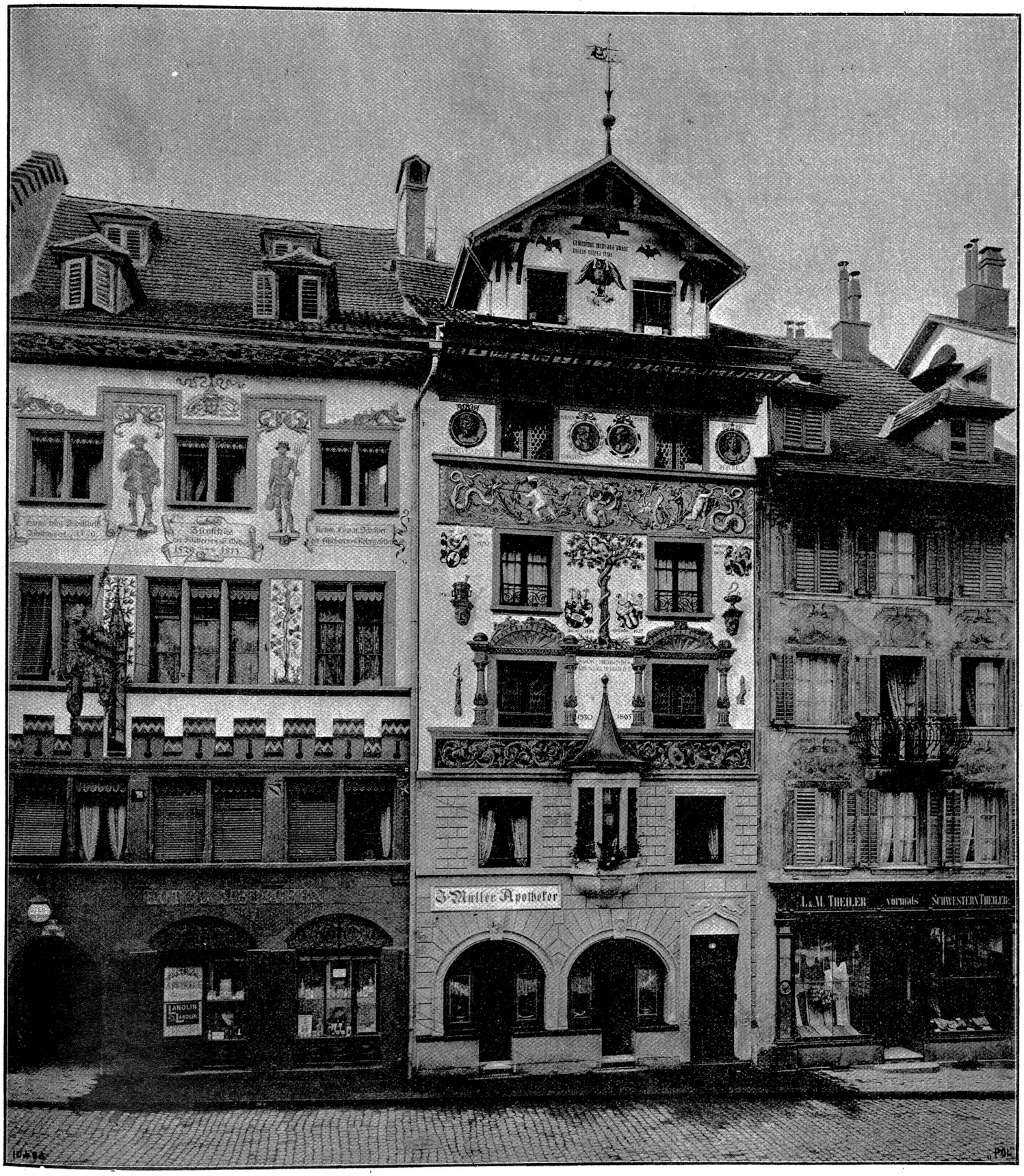
Eine gewisse Uebertreibung, die in diesem Ausfalle liegt und die man auf Rechnung des supponierten Wertharakters zu setzen hat, darf uns, wie gesagt, für die Thatsache nicht blind machen, daß der junge Goethe, ganz gegen die sonstige Art junger Idealisten, in fremden Landen zuerst alles schön und gut zu finden, sofort den innern Widerspruch erkannte, an dem die schweizerischen Städterepubliken damals krankten, jene falsche Prätension altschweizerischer Freiheit bei strenger Haltung, ja selbst Knechtung namentlich der ländlichen Unterthanen.

Aber wenn diese Worte Goethes, unter die dann die Ereignisse von 1798 ihr blutiges Siegel setzten, bei aller Gerechtigkeit des Urteils uns immerhin etwas unfreundlich klingen, so würden sich dagegen aus seinen Werken und Briefen zahllose Stellen anführen lassen, in denen er Land und Volk der Schweiz ebenso verständnis- als liebevoll beurteilt hat. Lernte er doch die Schweiz durch dreimaligen längeren Aufenthalt gründlich kennen, zum erstenmal 1775 auf der Reise mit den beiden Grafen Stolberg, 1779 mit seinem Herzog Carl August, 1797 beim Besuch in Stäfa bei seinem Freunde Heinrich Meyer. Am öftesten hat er Zürich und die Urkantone besucht; doch führte ihn die zweite große Reise von Basel durch Birseck und Münsterthal nach Bern, ins Berner Oberland, in den bernisch-waadtländischen Jura, nach Genf mit Abstecher ins Chamounix, ins Wallis und über Furka, Gotthard durch die Urkantone nach Zürich. Namentlich von dieser Reise, die man am schönsten in den Briefen an Charlotte von Stein genießt, darf man behaupten, daß sie den idealen Typus einer herrlichen Schweizerreise vorstellt, obwohl sie spät im Jahre (3. Oktober) begonnen wurde und bis in den November hinein dauerte. Dieser letztere Umstand brachte den Reisenden manche Beschwerden; aber wie wurden sie von den abgehärteten, jungen Männern ertragen, denen die wildschäumenden Bergwasser selbst bei Frostwetter zum Bade dienen mußten! Manchen unserer jungen Leute, die sich mehr auf bequeme Bergbahnen, als auf eigene Kräfte verlassen, könnten Goethes Alpenreisen zum schönen, aber auch einigermaßen beschämenden Vorbilde gereichen. Daß bei all den körperlichen Anstrengungen Gemüt und Geist des Dichters frisch und eindrucksfähig blieben, beweisen seine Aufzeichnungen, beweisen auch die Gedichte, die auf diesen Reisen entstanden, die Verse z. B., die Goethe beim Anblicke des Staubbaches in Lauterbrunnen aufzeichnete:

„Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels.
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leis' rauschend,
Zur Tiefe nieder."

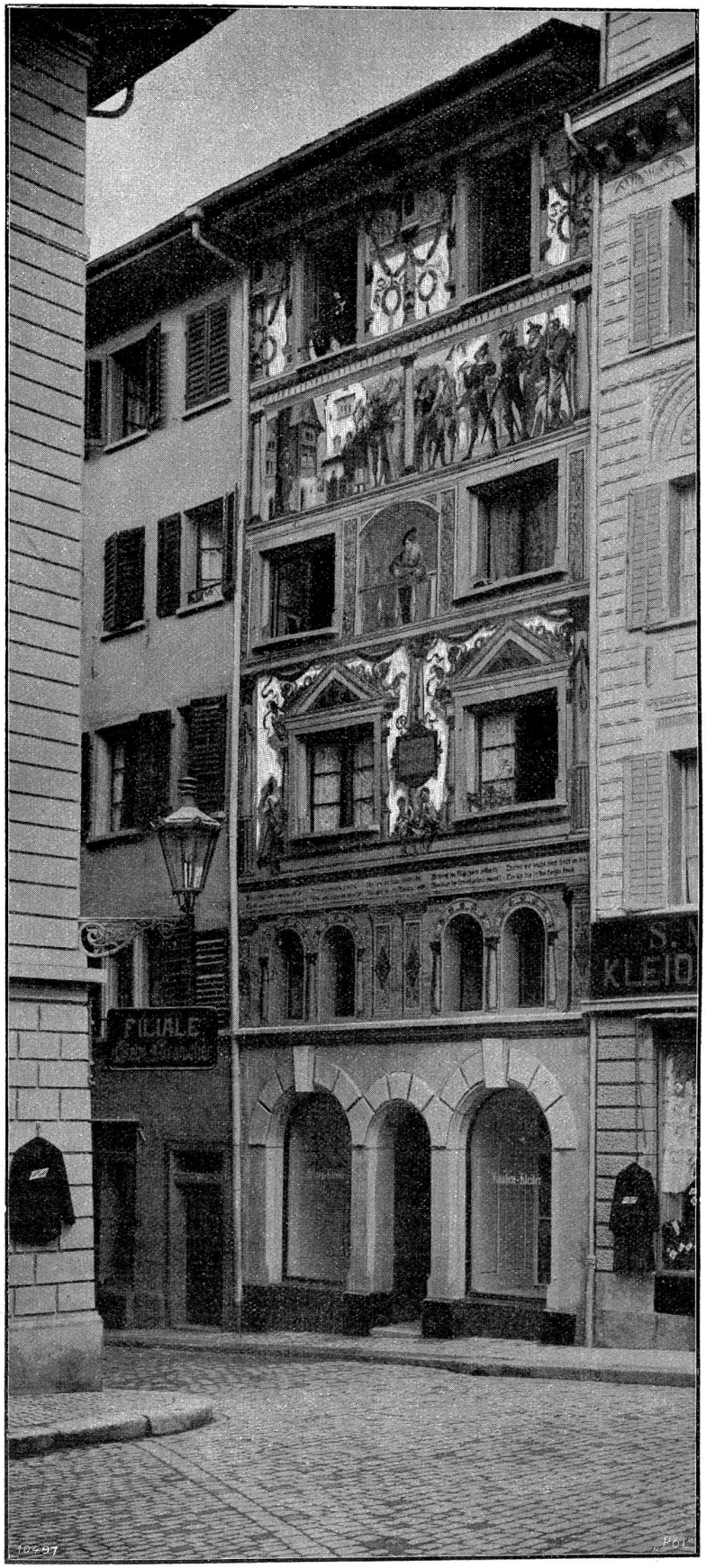
Aber wir dürfen uns nicht in Einzelheiten dieser Schweizererlebnisse und Eindrücke Goethes verlieren, wie verlockend es auch wäre. Und ebenso soll das Selbstverständliche, allen Bewußte hier nicht ausgesprochen werden: der Hinweis auf die Größe und Herrlichkeit des dichterischen Genius Goethes. Hingegen muß mit allem Nachdruck die Wahrheit zu Worte kommen, daß man einen Dichter nur dann wirklich ehrt und liebt und zu ihm in einem lebendigen Verhältnisse steht, wenn man ihn fleißig liest. Hierauf ist bei Goethe um so stärker zu dringen, als um keinen andern so hoch wie um ihn allmählich sich ein Litteraturwall emporgebaut hat, der ihn vom Publikum zu trennen droht, das weniger Goethe als über Goethe liest. Sieht man von einigen Gedichten ab, die wir in der Schule gelernt haben und von gewissen Stellen im ‚Faust', die in den sogenannten Citatenschatz der deutschen Zunge übergegangen sind, so muß man gestehen, daß man selten auf Personen trifft, die imstande wären, aus Goetheschen Dichtungen, z. B. aus ‚Iphigenie' oder ‚Tasso' Monologe und Dialoge zu recitieren, wie sehr auch außer dem tiefen Ideengehalt der edle Wohlklang der Verse gerade dieser beiden Dramen sie wohl würdig macht, dem Gedächtnisse überliefert zu werden. Wie anders halten es in dieser Beziehung Italiener und Franzosen mit ihren klassischen Dichtern!

Wenn wir somit den Wunsch nach einem lebendigeren, innigeren, wahreren Verhältnisse des Publikums zu Goethe hegen, einen Geburtstagswunsch, der eigentlich ein Goethewiedergeburtswunsch ist, so freuen wir uns zugleich, unsern Lesern mitteilen zu können, daß man jetzt Goethes wichtigste Werke, (alle seine Dichtungen, die Romane mit eingeschlossen) in einem einzigen Bande von 1304 Seiten (Lexikonformat) für nur 3 Mark erwerben kann. Die ‚Deutsche Verlagsanstalt' in Stuttgart hat diesen Sammelband herausgegeben, der nun Goethes Werke jedermann leicht zugänglich macht. Das waren sie noch um die Mitte des Jahrhunderts nicht. Selbst beim Antiquar mußte man 70—80 Franken für einen vollständigen Goethe bezahlen, eine für manchen jungen, lernbegierigen Studenten unerschwingliche Summe. Die typische Geschichte hierüber steht in Gottfried Kellers ‚Grünem Heinrich'. Der von einem Besuche bei Verwandten auf dem Lande zurückgekehrte Jüngling findet zu Hause auf dem Lotterbettchen in der Wohnstube „einen ansehnlichen Stoß Bücher, an die fünfzig Bändchen, durch eine starke, vierfache Schnur zusammengehalten"; es waren Goethes sämtliche Werke, die ihm ein Trödler zum Verkaufe anbot. „Hastig begann ich den Knoten zu lösen. Und als er endlich aufging, da fielen die goldenen Früchte des achtzigjährigen Lebens auf das schönste auseinander, verbreiteten sich über das Ruhebett und fielen über dessen Rand auf den Boden, daß ich alle Hände voll zu thun hatte, den Reichtum zusammenzuhalten. Ich entfernte mich von selber Stunde an nicht mehr vom Lotterbettchen und das dreißig Tage lang, indessen es draußen noch einmal Winter und wieder Frühling



CLICHÉS UND DRUCK · „POLYGRAPHISCHES INSTITUT" ZÜRICH

Gasthaus Metzgern und Müller'sche Apotheke in Luzern.



Haus des Herrn Leopold Lehmann in Luzern.
Fassade am Weinmarkt „Zum Apfelschuß". (Vergl. S. 301).

wurde; aber der weiße Schnee ging mir wie ein Traum vorüber, den ich unbeachtet von der Seite glänzen sah. Ich griff zuerst nach allem, was sich durch den Druck als dramatisch zeigte, dann las ich alles Gereimte, dann die Romane, dann die italienische Reise. Und als sich der Strom herauf in die prosaischen Gefilde des täglichen Fleißes, der Einzelmühe verlief, ließ ich das Weitere liegen und fing von vorn an, und entdeckte diesmal die ganzen Sternbilder in ihren Stellungen zu einander und dazwischen einzelne seltsam glänzende Sterne, wie den ‚Reinecke Fuchs' oder den ‚Benvenuto Cellini'. So hatte ich noch einmal diesen Himmel durchschweift und vieles wieder doppelt gelesen, und entdeckte noch einen ganz neuen hellen Stern: ‚Dichtung und Wahrheit'. Ich war eben mit diesem zu Ende, als der Trödler eintrat und sich erkundigte, ob ich die Werke behalten wolle, da sich sonst ein anderweitiger Käufer gezeigt habe. Unter diesen Umständen mußte der Schatz bar bezahlt werden, was jetzt über meine Kräfte ging; die Mutter sah wohl, daß es mir etwas Wichtiges war; aber mein dreißigtägiges Liegen und Lesen machte sie unentschlossen, und darüber ergriff der Mann wieder seine Schnur, band die Bücher zusammen, schwang den Pack auf den Rücken und empfahl sich. Es war, als ob eine Schar glänzender und singender Geister die Stube verließ, so daß diese auf einmal still und leer schien." ....

Im heutigen Geschlechte, dem es so leicht gemacht wäre, Goethes Werke zu studieren, ziehen wohl Tausende aus diesem bequemeren Verhältnisse keinen Vorteil, weil Vertiefung in klassische Dichterwerke überhaupt nicht die starke Seite einer durch Zeitungsleserei frühzeitig verflachten Jugend ist. Aber so pessimistisch bin ich doch nicht, zu glauben, es gebe nicht auch zu dieser Stunde im Schweizerlande den einen und andern jungen Feuergeist, der in aller Stille die Flamme

seines Herzens mit den köstlichen Gedankenschätzen nährt, die Goethes unerschöpfliches Lebenswerk demjenigen spendet, der sich darein vertieft. Und diese jetzt verborgenen unbekannten Jünger, denen wir den Segen ehrlichen Gedeihens wünschen, werden dann vielleicht nach abermals fünfzig Jahren, zur zweihundertsten Feier von Goethes Geburtstag, durch eigenes Leuchten längst bewiesen haben, was auch ihnen, wie einst unserm Gottfried Keller, Goethe in der entscheidenden Epoche ihres Lebens gewesen ist.

Häuserfassaden in Luzern.

Von **Marie Heller**, Luzern.

Welchem Besucher Luzerns, der etwas mehr als nur den Bahnhofplatz und den Qai gesehen, sind nicht die vielen al fresco bemalten Häuserfassaden im Innern unserer Stadt aufgefallen? Obwohl ihr Kunstwert durchschnittlich kein hoher genannt werden kann, zeugen sie doch von frischem Formen- und Farbensinn und bringen wohlthuende Abwechslung in die kleinstädtische Einfachheit der Straßen; die Buntheit und Mannigfaltigkeit der Darstellungen bietet Reiz für Phantasie und Gemüt, ja selbst der Humor kommt nicht zu kurz dabei.

Trotz dem archäistischen Charakter der Mehrzahl dieser Fassaden, welche sich an Motive und Vorbilder der Renaissance anlehnen, ist diese Art Malerei doch durchaus neueren Datums. Das Verdienst, sie eingeführt zu haben, gehört zum großen Teil einem Meister schweizerischer Goldschmiedekunst, Herrn Bossard, der vor etwa zehn Jahren seine beiden Häuser am Hirschenplatz bemalen ließ; mit feinem Geschmack wußte er gleich das Richtige zu treffen und anzuordnen, so daß mustergültige Leistungen zu stande kamen, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregten und viele mehr oder minder glückliche Nachahmungen ins Leben riefen.

Diejenigen unserer Leser, welche auch bescheideneren Aeußerungen des Kunstlebens Sympathie entgegenbringen, laden wir hiermit ein, im Geiste einen kleinen Gang durch Luzern zu machen; wir werden ihnen natürlich nur die originellsten und interessantesten Fassaden vorführen, die sozusagen alle nach Entwürfen und unter Mitwirkung von Herrn Seraphim Weingartner, dem Direktor der Luzerner Kunstgewerbeschule, entstanden sind.

Erst schlendern wir dem neuen, rechtsseitigen Reußquai entlang, wo wir gleich auf das Haus von Herrn Kauffmann-Weingartner stoßen. Das Hauptstück dieser Fassade ist die Darstellung einer Szene aus der Schlacht bei Giornico, die sich als Fries unter den Fenstern des 2. Stockwerks hinzieht und so frisch und eindrucksvoll gemalt ist, daß sie jedes Mitglied der Friedensliga mit sittlicher Entrüstung erfüllen könnte. Weiter finden wir Nachbildungen von den bei Giornico erbeuteten Mailänder Rundschilden, die, mit Lorbeerkränzen umgeben, eine stimmungsvolle Dekoration bilden, sowie eine Bordüre von goldenen Fratzen und Löwenköpfen. Die Fenster der 4. Etage sind von dem eigenartigen sog. Luzerner „Frauenschuh" — einem Spitzbogen mit eingedrückten Schenkeln — umrahmt, der Schmuck des Giebels besteht in einer Sonnenuhr und den Wappen zweier der berühmtesten Luzerner Geschlechter, der Familien Pfyffer von Altishofen und von Hertenstein, in deren Besitz sich das Haus früher befand.

Weiter unten am Flusse liegt die „Pfistern", das einstige Zunfthaus der Bäcker, Müller und Kornhändler. Die nach der Reuß gelegene Fassade zeigt korinthische Säulen, die den muschelartigen Fensteraufsatz stützen, sowie kleine Eckverzierungen in den durch Holzwerk abgeteilten Giebelfeldern. Alles ist nach Art einer Zeichnung einfach schwarz auf weißem Grunde aufgetragen, aus welchem sich die blau-weißen Luzerner Schilde und die farbigen Zunftwappen mit Brezel, Mühlrad und Kernensack wirkungsvoll abheben. Die dem Kornmarkt zugekehrte Seite der Pfistern wird von einem mächtigen, von zwei verschlungenen Weinstöcken gebildeten Stammbaum eingenommen; dieser trägt das große Zunftwappen, in welchem sich eine Riesenbrezel gar possierlich ausnimmt, nebst dem Wappen der Stifter des Hauses mit den Familiennamen. Dem frommen Sinne des Mittelalters entsprechend sind auch die Bilder der Schutzheiligen — St. Nikolaus für die Bäcker, St Winokus für die Müller und St. Swihelmus für die Kornhändler — nicht vergessen, denen noch der allgemein beliebte St. Sebastian beigefügt ist. Indessen nicht nur der Frömmigkeit, sondern auch der tollen Lebensfreude der alten Zeiten ist hier Rechnung getragen, die zahlreichen Trauben, Trinkkannen und Schalen, die an den Aesten des Stammbaumes hängen, bringen deutlich die feucht-fröhlichen Zunftgelage, wie sie Julius Wolff im „Sülfmeister" geschildert, in Erinnerung. Neben der Hausthüre hält ein Fähndrich Wacht, der, sichtbar stolz auf seine Würde, das Luzerner Banner wehen läßt.

Wenden wir uns nun vom Kornmarkt nach dem Weinmarkt. Hier begegnen wir einer Reihe interessanter Fassaden. Den Anfang macht die „Metzgern", das ehemalige Zunfthaus der Metzger, Fischherrn und Rohrgesellen, in welchem am 29. Juni 1332 der berühmte Bettelknabe dem Ofen die Verschwörung der österreichisch Gesinnten entdeckte. Bis zur Mitte des Hauses erstreckt sich eine mit den Wappen der Zünfte und demjenigen der Familie Göldlin versehene zinnengekrönte Festungsmauer. Im 2. Stockwerk erscheinen die Hauptgetränkespender aus der Pflanzenwelt, Apfelbaum und Weinrebe; das oberste zieren Portraitsfiguren von Johann Hug (1530 Schultheiß der Stadt Luzern) und von Rennward Cysat, dem bekannten Gelehrten und Naturforscher, der gleichzeitig Schreiber der Fischherrn und Rohrgesellen war. Unter dem Dache befinden sich wiederum die Wappen der Stifter, von Blatt- und Rankenwerk umgeben.

Die nebenanstehende Müllersche Apotheke ruft uns lebhaft jene Zeiten ins Gedächtnis zurück, in denen die Heilkunst noch von einem dämonischen Zauberscheine umgeben war. Demnach gelangt hier eine weitreichende Symbolik (Allegorie) zur Geltung. Sphinxe und Krokodile ziehen sich unter den Fenstern der 2. Etage hin, die ihrerseits mit verschiedenerlei Reptilien besetzt sind, neben denen sich die schlangenumwundene Aeskulapskeule und das wunderthätige Alraunmännchen bemerkbar machen. In der Mitte des 3. Stockwerkes prangt der Baum der Erkenntnis, von welchem die mit einem weiblichen Oberkörper versehene Paradiesesschlange den verbotenen Apfel gar verführerisch darbietet. Amor medicabilis nullis herbis (die Liebe ist durch keine Kräuter heilbar) lautet der beigefügte Spruch. Um den Baum der Erkenntnis sind die Wappen verschiedener früherer Besitzer des Hauses gruppiert, sowie zwei Fratzen, welche die neidische Verbissenheit und die Klatschsucht — zwei echt kleinstädtische Untugenden — darstellen. Weiter oben rücken mit Keule, Pfeil und Bogen bewaffnete Knaben mächtigen Schlangen zu Leibe: sie bedeuten wohlthätige Genien, welche Krankheiten bekämpfen. Die Fenstereinrahmung des 4. Stockwerks wird durch vier Medaillons gebildet, von denen die beiden äußeren Asklepias und Hygiea, die zwei innern Rennwardus Cysat und Theophrastus Bombastus Paracelsus vorführen. Die Unterseite des Daches ist durch Holzwerk in kleine Felder abgeteilt, in denen die bekanntesten Heilpflanzen zur Darstellung gelangen; den Giebel schmücken Reptiliengerippe und Fledermäuse, worüber als Symbol der Weisheit eine Eule thront.

In der Fassade des Gasthofs zur Wage entfaltet die Renaissance ihre Formen- und Farbenfülle; dorische, ionische und korinthische Säulen, Karyatiden, Schilde, Guirlanden, zielende Amörchen und geflügelte Genien schließen sich zu einem vielleicht überreichen Ganzen zusammen. Gleichsam als Schutzpatronin erscheint in einer Ecke die Göttin Justitia mit verbundenen Augen und der Richtwage. Eine beigesetzte Inschrift erzählt die wechselvollen Schicksale des Hauses: anno 1398 war es Rathaus, 1503 Schulhaus, 1519 Gasthaus zum „Roten